

Jürgen Becker
Franz Meurer
Martin Stankowski

VON WEGEN NIX ZU MACHEN

Werkzeugkiste für Weltverbesserer

Mitarbeit Petra Metzger
Grafik Jochen Stankowski

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2011

© 2007, 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Überarbeitete
und stark veränderte Ausgabe

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Petra Metzger
Gesamtgestaltung, Satz, Grafiken: Jochen Stankowski
www.atelier-stankowski.de
Autorenfoto: © Melanie Grande
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04360-0

Womit bezahlen?

16

Der russische Dichter Leo Tolstoi erzählt von einem reichen Menschen, der alles hatte und das im Überfluss. Einen Leibkoch, einen Bodyguard, viele Dienerinnen und Diener. Natürlich ein Schloss und andere Immobilien. Einen Fuhrpark mit Nobelkarossen. Er hatte sogar einen eigenen Leibarzt und deshalb vor nichts und gar nichts Angst.

Außer ... vor dem Tod. Als es ans Sterben ging, befahl er seinem

Lieblingsdiener: Leg mir von meinen hundert Säcken Gold den dicksten in den Sarg. Ich will nicht ohne Geld in den Himmel!

Gesagt, getan. Als der Reiche im Himmel ankam, setzte er sich sogleich auf die nächste Wolke. Noch nie hatte er einen so schweren Sack getragen. Er war ganz außer

Atem. Und er verspürte Hunger. Wie er sich so umsah, erblickte er auf der übernächsten Wolke

eine Leuchtreklame: »Restaurant zu den sieben Engeln«. Als er näher kam, fühlte er

sich in seinem Lebensentwurf auch im Himmel bestätigt. Unter der Reklame

war ein kleines Schild angebracht: »Einheitspreis für jede

Mahlzeit: eine Kopeked!

(Die Geschichte stammt

ja aus Russland!) Ja,

dachte er, da habe

ich mit meinem

Kapital für die Ewig-

keit ausgesorgt! Das Re-

staurant ging mit der Zeit,

es war ein Selbstbedienungs-

restaurant. Der Reiche legte auf

Teller und Tablett, was ihm zusagte.

»Eine Kopeke bitte«, sagte der Engel an

der Kasse. »Hier hast du zehn Kopeken«,

sagte der reiche Mensch, »der Rest ist Trink-

geld, ich kann es mir ja leisten.« – »Iswenitje«, sag-

te der Engel, »excuse me, pardon, Entschuldigung!

Wusstest du denn nicht, dass man im Himmel nur mit

dem bezahlen kann, was man auf der Erde verschenkt hat?!«

Der Rest
ist Trinkgeld.

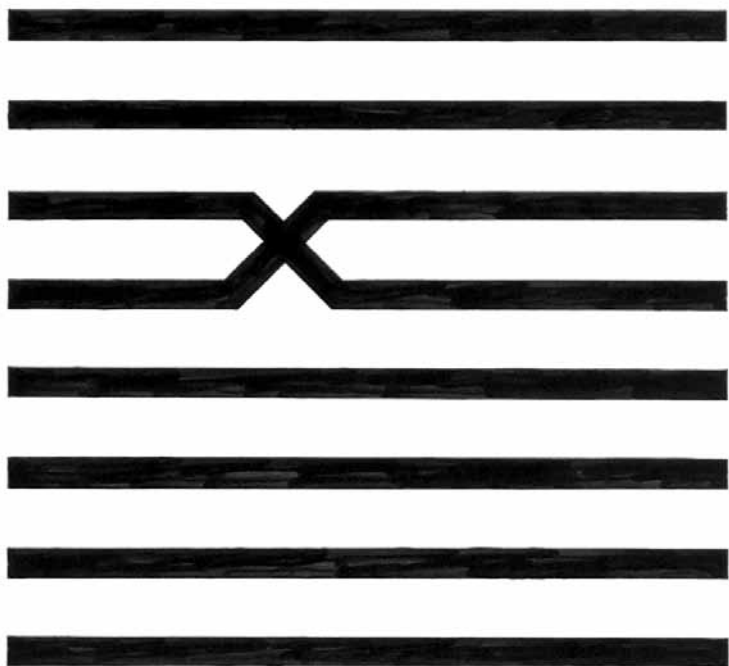
Doppelter Espresso

Der Kölner Gastronom Gigi Campi erzählte von folgender Idee aus einer sizilianischen Kleinstadt, die vielleicht auch bei uns umsetzbar ist. Dort ist es noch üblich, einen zweiten Espresso zu bezahlen, auch wenn man nur einen getrunken hat. Der zweite ist für einen, der ihn sich nicht leisten kann. Der Wirt notiert die Kaffe Spenden, und Menschen, die gerade klamm sind, können dann jederzeit zu ihm ins Café kommen und gemütlich einen Frei-Espresso schlürfen. Alle freut's: Der Wirt hat mehr Umsatz, der Gast ein besseres Gefühl und der Mittellose ein Stück gesellschaftliches Leben zurück. Und die Tasse Kaffee nicht zu vergessen!

Kultur drinnen und draußen

Es gibt Benefizveranstaltungen, die vor zahlendem Publikum stattfinden, mit dem Ziel, Gelder einzusammeln, von denen irgendwo Menschen gesättigt oder Defizite gemildert werden. So funktioniert es draußen. Drinnen – gemeint ist hier: hinter den Mauern von Justizvollzugsanstalten – zahlen die Besucher nicht, und der Benefit liegt im Stillen ihres kulturellen Hungers. Als Projekt des Kunst- und Literaturvereins wurde 2009 die Initiative »Kultur hinter Mauern« in Dortmund gegründet, die Lesungen, Kabarett, Bandauftritte, Ausstellungen, Theateraufführungen, Sänger und Chöre in Haftanstalten vermittelt. Doch das ehrenamtliche Engagement für die Aus- bzw. Eingeschlossenen hat für die Beteiligten wie etwa Helga Römer, die Geschäftsführerin, eine weitaus längere Tradition. Sie arbeitete schon 1986 in der Dortmunder Gefangeneninitiative »Buchfernleihe für Gefangene« mit. Ihr wurde die Organisation kultureller Angebote angegliedert, die Perspektiven eröffnen und die Insassen mit dem Leben in Freiheit verbinden soll. Im ersten Jahr traten vorrangig Bands auf. In Dortmund spielte eine Popband; in Schwerte ein Jazztrio. In Köln gab es eine Mischung aus Comedy und Travestie. Weitere Künstler, darunter namhafte Kabarettisten wie Wilfried Schmickler, haben ihre unentgeltliche Unterstützung zugesagt, den eintönigen Gefängnisalltag zu beleben. Auch die Zahl der Auftrittsorte hat sich ausgeweitet und reicht mittlerweile von Essen und Duisburg über Bochum bis Willich.

Gegen die Langeweile und pro Bildung kommen auch Zeitungen zum Einsatz. Die Vermittlung erfolgt über den Berliner Verein »Freiabonnements für Gefangene e.V.«, der seit 1985 Menschen in Haft kostenlos Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung stellt. Gefangene haben dort die Möglichkeit, Lesewünsche anzumelden, die je nach Spendenlage erfüllt werden. Die Erfahrung zeigt, dass mit einer Zeitung fünf bis zehn Gefangene erreicht werden, da die gelesenen Blätter weitergereicht werden. Hoch im Kurs stehen Tageszeitungen, aber auch Nachrichtenmagazine, Sportzeitungen und fremdsprachige Medien, die den Kontakt zur Außenwelt aufrechterhalten und sich damit im Hinblick auf die Resozialisierung positiv auswirken.



Der Brothaken

Hekmet Özer betreibt mit ihrem Mann eine Bäckerei in Hamburg-Wandsbeck. Das türkische Ehepaar hat den Brothaken erfunden, und der funktioniert so: Ein Mensch kauft zwei Brote, bezahlt beide, nimmt aber nur eins mit und hängt einen Zettel an einen Haken, den Brothaken. Neben diesem gibt es noch zwei weitere Haken für Kuchen und für Kaffee. Später kommt eine alleinerziehende Mutter mit ihren zwei Kindern in den Laden. Sie nimmt einen Zettel vom Brothaken, legt ihn auf die Theke und erhält dafür ein Brot, ohne zu zahlen.

Der
Spender
begegnet dem
Empfänger nicht.

Das Ehepaar Özer hat ein Modell der Geschenkökonomie erfunden. Das Geniale an ihrer Idee ist die Anonymität. Der Spender begegnet dem Empfänger nicht, weiß aber seine Gabe bei den Özers in guten Händen. Wer einen Zettel von den Haken nimmt, bekommt nicht ein Produkt kurz vor dem Verfallsdatum, wie es häufig bei den Tafeln üblich ist, sondern frische Ware.

Mancher sagt spontan: »Das ist doch das Antoniusbrot! Das hat meine Mutter oft bei der Bäckersfrau bezahlt«, immer dann, wenn etwas gut geklappt hatte im Leben oder sie etwas Verlorenes wiedergefunden hatte. Sie nahm das Brot nicht mit, sondern überließ es der Bäckersfrau, die es an Bedürftige verschenkte.

Eine Initiative auf der Schwäbischen Alb hat versucht, die Idee des Brothakens in mehreren Bäckereien zu etablieren. Obwohl die örtliche Presse davon breit und zustimmend berichtete, hat es im ersten Anlauf nicht geklappt. Vielleicht funktioniert das am ehesten im Kleinen auf lokaler Ebene, weil sonst zu viel moralischer Druck aufgebaut wird, der nicht zum Mittun einlädt.

Die neue Puppe

Es gehört zu den Skandalen dieser Gesellschaft, dass Kinderspielzeug, insbesondere Puppen, stets einer Normalität von »gesund« und »sauber« entsprechen. In einem Projekt der Kölner Designprofessorin Uta Brandes (zum Thema »Provokation und Design«) entwickelten Studentinnen Puppen mit deutlich sichtbaren »Behinderungen«, stellten diese sehr präzise gefertigt her und gaben sie auf Spielplätzen an kleine Kinder weiter. Diese spielten ganz begeistert damit, bis dann die entrüsteten Eltern kamen und sich furchtbar beschwerten.

Also könnte es gut sein, die Produktion solcher Puppen anzuregen.

Provokation
und Design.

Die Spielzeugfirma Mattel, Hersteller der Barbie-Puppe, bietet in den USA auch die Puppe Becky an, die im Rollstuhl sitzt; in Europa ist die Figur nicht zu erhalten.

Sponsoring beim Taschengeld

In der Nachbarschaft wohnen Kinder, deren Eltern knapp bei Kasse sind, zum Beispiel von Sozialhilfe leben. Menschen, denen es besser geht, geben den Kindern regelmäßig ein Taschengeld – als privates Sponsoring, allerdings mit kleinen Bedingungen.

Das Kind muss dem Sponsor ein »Kassenbuch« über die Ausgaben vorlegen. Der beurteilt zwar nicht, was das Kind mit dem Geld gemacht hat, doch das Kind kann sich seiner »Ausgabenpolitik« bewusst werden. Also wirtschaften lernen. Vielleicht nimmt es den Taschengeldpaten bald auch als Coach und Ratgeber in Anspruch.

Am besten beginnt eine kleine Gruppe im Wohnviertel mit der Idee. So kann der Kontakt zur örtlichen Grundschule aufgenommen werden. Auch die Gruppe der »Jungen Unternehmer« am Ort wird sich interessiert zeigen, vielleicht auch mitmachen, ihnen geht es ja um das Basiswissen, wie Geld und Wirtschaft funktionieren.

Vielleicht gibt es sogar Zinsen?

Natürlich ist das Einverständnis der Eltern nötig, und wichtig ist ein festes Ritual. Das Geld sollte zu einem festgelegten Termin übergeben werden, zum Beispiel nachmittags in einer Schule. Gut ist, wenn mehrere Sponsoren gemeinsam mehrere Patenkinder treffen. So kann ein Austausch stattfinden: Wofür habe ich mein Geld ausgegeben? Wie spare ich am besten, zum Beispiel für Geschenke? Gibt es vielleicht sogar Zinsen?

Die Sponsoren geben Geld, bekommen aber mehr zurück. Sie investieren in die Kinder und Jugendlichen, die bald für ihre Rente aufkommen sollen. Sie vermitteln etwas Reales, das in der Schule oft zu kurz kommt, nämlich den Umgang mit Geld. So machen sie die Kinder fit fürs Leben. Und spüren Dankbarkeit!

Schon bei Schulanfang merken viele Eltern: Wir schaffen es kaum, die notwendigen Sachen zu kaufen – Stifte und Bücher, Hefte oder Zirkel, Geodreieck, Ranzen und Sportbeutel. An dieser Stelle springen Patinnen oder Paten ein und finanzieren eine Erstausrüstung. Und warum? Vielleicht sagen sie: Ich kann nicht viel tun, aber Chancengleichheit ist mir ein Anliegen. Ich weiß aus meiner Kindheit, wie wichtig gute Schulsachen sind. Wir sind eine Gruppe, der es gut geht, und wollen gezielt helfen.

Sportbeutel
Geodreieck
Ranzen
Bücher
Zirkel
Hefte

Nehmen Sie Kontakt auf mit den Kindergärten vor Ort. Die Erzieherinnen wissen gut, in welcher Familie der Schuh drückt. Oder bieten Sie einer Grundschule direkt Ihr Engagement an. Unter Umständen erstellt auch ein Lehrer oder die Rektorin Karten mit anonymen Angaben, was einzelne Kinder noch brauchen. Vielleicht benötigt manches Kind Sportschuhe oder auch einen Kurs zur Sprachförderung, es muss ja nicht bei der Erstausrüstung bleiben. Auch die Lokalzeitung könnte anonym einzelne »Wunschzettel« vorstellen. So könnte sich etwas von dem abbilden, wovon aus Finnland und anderen PISA-Gewinnerländern berichtet wird: Bildung ist ein Anliegen der ganzen Gesellschaft. Die Schule fühlt sich nicht allein.

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Auch wenn es nur in den Zoo gehen soll – für manche Eltern, zum Beispiel Empfänger von Hartz-IV-Leistungen, ist das kaum erschwinglich. Erst recht eine mehrtägige Fahrt ins Schullandheim. Drei Wege der Solidarität bieten sich an:

Die schwarze Kasse. Es wird der notwendige Betrag pro Kopf errechnet. Dann erhalten die Eltern die Nachricht, dass sie je nach Leistungsfähigkeit ihre Einzahlung erhöhen oder auch vermindern können. Nach dem Kassensturz ist klar: Die Klasse fährt nun genau mit dem Betrag, der vorhanden ist. Für die Kinder ist das ziemlich spannend. Was kommt wohl dabei heraus?!

Kinderarbeit. Entweder einzeln Geld beschaffen oder gemeinsam, indem man Rasen mäht, bei der betuchten Seniorin den Garten aufpeppt, regelmäßig den Hund ausführt, Prospekte verteilt ... Vielleicht lässt die Schulleitung ja für die Generalreinigung des Schulhofes etwas springen – oder der Förderverein. Vielleicht auch eine Anzeige im Lokalblatt – oder bei gutem Kontakt zum Lokalredakteur ein Bericht: Schulklasse sucht Arbeit!

Für die Klassengemeinschaft und den Zusammenhalt der Eltern bringt der dritte Weg am meisten. Was kostet wenig, ist aber gerade am coolsten, spannendsten? Ein Zeltlager auf dem Grundstück eines netten Bauern zum Beispiel oder ein Waldcamp. Die Försterin oder der Förster können dafür die Klasse zwei Tage bei leichten Arbeiten in einer Schonung einsetzen oder beim Säubern des Bachlaufs ... Und welche Mutter oder welcher Vater hat ein ausgefallenes Hobby und stellt seine Kontakte zur Verfügung? Etwa Segelfliegen, also Übernachtung im Hangar.

Die
schwarze
Kasse.

Patenschaften

Frau K. war Schulleiterin, ihr Mann ist Neurochirurg. Die Idee kam Frau K. beim Frühstück, als sie in der Zeitung von einem engagierten Pfarrer las und seinem »Patenprojekt«. Man kennt ja Patenschaften für Kinder in der Dritten Welt, aber dies ist eine Aktion vor Ort, in der eigenen Stadt. Das war vor fünf Jahren, und seitdem ist Frau K. das Scharnier zwischen Menschen, die regelmäßig jeden Monat Geld geben, und Menschen, die es genauso regelmäßig erhalten – obwohl sich die einen und die anderen nicht kennen. Alles läuft über die pensionierte Lehrerin.

Ein 16-jähriges Mädchen aus Turkmenistan zum Beispiel, das mit Mutter und zwei Geschwistern Asyl bekam und hier zur Schule geht. 50 Euro bringt ihr Frau K. im Monat, manchmal legt das Mädchen das Geld auf die hohe Kante, für eine Klassenfahrt oder teure Bücher, für die die Familienkasse nicht reicht, oder sie kauft etwas »für sich«, einen Pullover oder eine Bluse. Der monatliche Besuch bei den »Patenkindern« ist wichtig. Frau K. erfährt mehr über die Familie, kommt in die Wohnung: »Ich kann sie beraten, wenn ich sehe, was Sache ist.«

Der
monatliche
Besuch ist
wichtig.